

begutachteten. Streit gab es erst, als Oberteutone Randecker, bei der Vorführung der „Rohschnittfassung“ des Films, plötzlich einen Nestflüchter, den „inaktiven Burschen“ und Münchner Uni-Soziologen Sepp Schmidt entdeckte, der sich über die alten Kameraden recht unfreundlich ausließ. „Es ist auffällig“, sagte Schmidt, „daß in Korporationen nicht die politische Intelligenz der derzeitigen Studentenschaft vertreten ist.“ Das ging zu weit.

Erzürnt verlangte Randecker, solche „unrichtigen Bloßstellungen“ zu tilgen. Vom Recht auf eine in die Sendung eingefügte Gegendarstellung, das sich die mißtrauischen Couleur-Träger ebenfalls vertraglich hatten zusichern lassen, wollte Randecker keinen Gebrauch machen. „Der hat gemerkt“, vermutet TV-Autor Drexel, „daß so was nichts mehr gerettet hätte.“

Als die Filmemacher die Forderungen ablehnten, drohte Randecker mit „93 Bundestagsabgeordneten, die hinter uns stehen“. Außerdem, so gab er zu verstehen, werde er dafür sorgen, daß die Produzenten keine TV-Aufträge mehr bekämen. Doch all das zog nicht.

Was immer auch Randeckers Notbremse, der Gang zur Justiz, nun bewirken mag — leicht steigende Mitgliederzahlen (nach verlustreichen, linken Jahren) zeigen, daß die Verbindungen wieder salonfähig werden. Neuerdings streben sie auch nach hochschulpolitischem Einfluß: So hat sich beispielsweise eine „Arbeitsgemeinschaft Münchner Korporationen“ etabliert, die der Münchner Uni-Rektor Nikolaus Lobkowitz als Mitsreiter für die Wiederherstellung der „echten akademischen Freiheit“ betrachtet.

Ob aber die Burschen politisch zu erwecken sind? In der „Teutonia“-Zeitung ist nachzulesen, welche Probleme sie besonders beschäftigen. „Was leider in diesem Semester nicht recht zufriedenstellend war“, klagt da einer, „war die Bierkasse.“ Prosit Corona.

SCHACH

Gnadenlose Wahrheit

Unterschwellige Ängste und Lüste, so meinen Psychologen, bilden den stärksten Antrieb zum Schachwettkampf — hauptsächlich die geheime Lust auf Vatermord.

Einen „Quell sittlicher Bildung“ erblickte vor 200 Jahren Benjamin Franklin im Schachspiel. Eine „angenehme und belebende geistige Übung, mit der man die Leidenschaften zu beherrschen lernt“, nannte es achtzig Jahre später Schachschriststeller William Cluley. Schachweltmeister Emanuel Lasker sah im Schach schlicht

„Kampf“, sein späterer Kollege Boris Spasski, vor zwei Jahren in Reykjavik von Bobby Fischer entthront, wertete es als „einen Sport“.

Was immer Schach auch sein mag — es fordert, unter dem Stress begrenzter Bedenkzeit und dem unablässigen Zwang zu Analysen und unwiderrufflichen Entscheidungen, enorme körperliche Energiereserven.

Gram und Glück der Hirn-Heroen im Dschungel der Kombinationen hat nun der US-Schachschriststeller Harold Schonberg in einem Report über „Die Großmeister des Schach“ beschrieben**. Sie leisten laut Schonberg in der Tat „geistige Schwerarbeit“, bei der „auch der Körper ausgelaugt“ werde. „Stunde um Stunde das Schachbrett anzustarren, ohne die Figuren berühren zu dürfen, und dabei zu

sie eine Partie verlieren. „Eine Niederlage“, so Schonberg, „trifft sie wie ein psychischer Schock, denn dadurch fühlen sie sich in ihrer maßlosen Eigenliebe verletzt.“ Großmeister Aaron Nimzowitsch, durch einen eigenen „Patzer“ von einem schwächeren Spieler besiegt, sprang sogar einmal wider alle guten Schachsitten auf den Tisch und brüllte: „Gegen diesen Idioten muß ich verlieren!“ Schonberg: „Die großen Schachspieler sind samt und sonders gewaltige Egozentriker, nicht anders als Opern- oder Fußballstars.“

Die für Schachspieler unerläßliche Fähigkeit, schon im voraus eine auf dem Schachbrett noch gar nicht herbeigeführte Situation bildhaft zu sehen, zeigt sich am eindrucksvollsten beim Blindspiel — dem Wettkampf ohne Ansicht des Brettes. Als im Jahre 1783



Schachturnier in Bonn*: Blutrünstige Kampagne

versuchen, alle Möglichkeiten zu entdecken und im Kopf durchzuspielen, alle künftigen Komplikationen vorauszusehen“, führe nachweislich sogar zu auffallenden physiologischen Veränderungen.

Obwohl die Spieler während einer (bis zu fünf Stunden dauernden) Großmeisterturnier-Partie scheinbar ruhig dasitzen, steigern sich bei ihnen Atmung und Blutdruck erheblich. Tests haben ergeben, daß Schachspieler während einer Partie ebensoviel Energie verbrauchen wie Fußballspieler oder Boxer in ihren Wettkämpfen.

Schachgrößen brechen fast zusammen, wenn trotz aller Anstrengungen der „Genieblitz“ nicht zünden will und

der Franzose François André Danican alias Philidor diese verwegene, lange in Vergessenheit geratene Kunst wiederentdeckte und in London sogar zwei Blindpartien gleichzeitig spielte, hielten Zeitgenossen sein Spiel für Teufelswerk. Blindschach, so wurde ihm prophezeit, führe zum Irrsinn. Philidor wurde nicht verrückt, sondern schuf die Grundlagen des Stellungsspiels.

Gleichwohl kam das Blindspiel in Amerikas, Englands und Frankreichs Schach-Cafés, wo damals in einer Art Wildweststil unablässig Wettspiele stattfanden, immer mehr in Mode. Amerikas erster Wunderspieler Paul Morphy spielte 1858 blind gegen acht Gegner auf einmal.

Sein Landsmann Harry Nelson Pillsbury trainierte sein Gedächtnis gar auf eine so hohe Speicherleistung, daß er bis zu 22 Blind-Simultanpartien und gleichzeitig auch noch Karten (Whist) spielte. Einmal warf er zudem noch einen Blick

* Schachgroßmeister Lothar Schmid bei einem Simultanspiel am 23. April 1969 gegen 35 Mitglieder der Sportgemeinschaft des Bundesfinanzministeriums, darunter (von r.) Helmut Schmidt, Staatssekretär Walter Grund und Richard Stücklen.

** Harold C. Schonberg: „Die Großmeister des Schach“. Scherz-Verlag. Bern. München. Wien. 312 Seiten. 29,50 Mark.

Betr.:
Österreich

Ist für Sie ein Auslandsmarkt
mit über 7 Millionen Konsumenten

uninteressant?

Dann dürfte Sie wohl auch
der Wirtschaftsteil der „Presse“
– der umfangreichste
aller österreichischen
Tageszeitungen! –
nicht sonderlich interessieren.
Doch vielleicht möchten Sie
sich über Österreichs
Kulturleben informieren?
Oder einfach darüber,
was man so Tag für Tag
im südlichen Nachbarland
denkt und tut?
Dann sollten Sie jetzt

Die Presse

Unabhängige Zeitung für Österreich

kennenlernen,
– kostenlos und unverbindlich!
Sie ist seit immerhin
126 Jahren Österreichs
geistig führendes Blatt.

An „Die Presse“, Pressehaus, A-1191 Wien
Ich möchte Ihr Blatt kennenlernen und bestelle
daher unverbindlich Ihr

2-WOCHEN - GRATIS - PROBEABONNEMENT

Name: _____ Nr.: _____
Straße, Platz: _____
Leitzahl: _____ Ort: _____
Land: _____ St.

auf eine ihm unvermittelt zugereichte
Liste mit 28 Wortungetümen wie „Ta-
kadiastase“ und „Madjessoomalops“
und sagte sie sofort zweimal auswen-
dig auf, das zweitemal rückwärts.
Als der Gedächtniskünstler im Jahre
1906 starb, schrieb die „New York
Times“, deren Schachkritiker Autor
Schonberg heute ist, Pillsbury sei einer
Krankheit erlegen, „die er sich durch
Überanstrengung seiner Gedächtniszellen
zuzog“. In Wahrheit hatte den weiter-
gerichten Schachmeister die Syphilis
umgebracht, die er sich beim Turnier
1895 in St. Petersburg geholt hatte.

Alexander Aljechin, ein genialer Al-
koholiker, der im Jahre 1927 nach
74tägigem Kampf Weltmeister wurde
und dabei mit dem Kubaner José Raúl
Capablanca einen Titelhalter bezwang,
dessen Spiel „Mozartsche Reinheit“ (so
Schonberg) verriet, konnte gar 32
Blind-Simultanpartien spielen. Und der
„Weltrekord“, seit 1960 gehalten von
einem Belgier namens Georges Koltanowski,
steht auf 56 Partien, von denen
Koltanowski nach 9¼stündigem
Spiel 50 gewann und keine verlor.

Schachspieler setzen sich derartigen
Strapazen aus, weil sie laut Lasker
„nach der Wahrheit suchen“, denn:
„Die gnadenlosen Tatsachen, die im
Matt gipfeln, widerlegen den Heuchler.“
Psychologen entdeckten freilich
ganz andere unterschwellige Motivatio-
nen. So führte Schonberg den Psycholo-
gen Reuben Fine an, der früher selber
Spitzenspieler war und aus allen Analy-
sen herausfand, daß „im Schach homo-
sexuelle und aggressive Komponenten
sublimiert werden“. Der König auf
dem Schachbrett („unentbehrlich,
wichtiger als alles andere, unersetzlich,
doch zugleich schwach und schutzbe-
dürftig“) sei ein Phallussymbol, beglei-
tet vom Kastrationskomplex, mithin sei
das Schachmatt wohl Kastration und
Vatermord gleichzusetzen.

Auch der schachkundige Psychoana-
lytiker Ben Karpman hatte gefunden,
Hauptmotiv sei „der unbewußte
Wunsch, den Vater zu töten“. Das
Spiel drücke einen anal-sadistischen
Charakter aus. Nach Ansicht des
Psychiaters Karl Menninger planen
Schachspieler in aller Stille „blutrünstige
Kampagnen voller Vatermord, Mut-
termord, Brudermord, Königsmord
und sonstiger Gewalttaten“.

Auf jeden Fall ist Schachspielern
daran gelegen, „den Gegner psychisch
zu vernichten“ (Schonberg), ein Akt,
den manche Großmeister unverhohlen
auskosten. Schonberg über Weltmeister
Bobby Fischer: „Man spürt die Mit-
leidlosigkeit, die unbarmherzige Härte,
die eingeleigte Besessenheit, die von
diesem Mann ausgeht — man spürt die
Mentalität des Mörders.“

Offenbar erschöpft von dem unab-
lässigen Rollenwechsel zwischen Jäger
und Gejagtem, verloren viele Schach-
stars zuerst ihr Selbstvertrauen, dann
den Verstand. Paul Morphy, Amerikas

gefeierter Schachheld des 19. Jahrhun-
derts, entwickelte sich schließlich zu
einem Schachhasser und litt unter Ver-
folgungswahn. 1883, ein Jahr bevor ihn
seine Mutter tot in der Badewanne
fand, empfing Morphy noch den Welt-
meister Wilhelm Steinitz — freilich nur
unter der Bedingung, daß nicht über
Schach gesprochen werde. „Die peinli-
che Zusammenkunft“, schrieb Schon-
berg, „dauerte zwanzig Minuten, in den-
nen die beiden Genies nichtssagende
Worte wechselten.“

Und später, in seinen letzten Lebens-
jahren, war dann auch Steinitz offen-
bar verwirrt. Sein Tick: Er forderte
Gott als Schach-Gegner heraus — mit
Vorgabe.

GASTRONOMIE

Ferne Freuden

**Die „Chinesen“ bekommen Konkur-
renz: Zunehmend etablieren sich in
der Bundesrepublik Restaurants mit
asiatischer Küche und fernöstlichem
Service.**

Im „Baan Thai“ ruft ein Gong die
Siam-Töchter Lek, Nui und Pom
zum Königstanz. Die Gäste sitzen
derweil, vor einem Menü aus fünf Gän-
gen, ohne Schuhe am Boden.

Im „Vietnam“ sind die Tische mit
Kunstarbeiten aus Indochina umstellt.



Badeservice im „Baan Thai“

Einzig erreichbares Eßbesteck: Stäb-
chen. Im „Kalkutta“ backt ein härtiger
Hindu Fladen und Tanduri-Hähnchen
am Spieß im glühenden Ofen. Als Ape-
ritif schlucken die Gäste Mangosaft.

Im „Yaki“, zwischen Wänden aus
Reispapier und Bast, unter weißen
Lampions und schwarzlackiertem Ge-
bälk, grillen Muscheln und Hummer-